

Christian
Schulte-Loh

ZUM LACHEN auf die INSEL



Als deutscher
Komiker
in England

PIPER

»Einer der subversivsten Acts aller
Zeiten.« **The Spectator**



Piper Taschenbuch
€ 10,00 (D) / € 10,30 (A)
Auch als E-Books erhältlich.

www.piper.de   



Mal verliert man,
mal gewinnen die anderen.
Die ersten Monate auf der Insel

Sie hatten mich fertiggemacht.

Ich war gerade erst in England angekommen, da lag ich auch schon am Boden.

»Off! Off! Off!«, die Schreie der dreihundert Betrunkenen hallten nach. Nicht mal eine halbe Stunde war es jetzt her, dass mich die Meute von der Bühne gebuht hatte. Wieder eine dieser kaum zu gewinnenden Schlachten: Hunderte von Engländern gegen einen Deutschen. Nun saß ich im Wartesaal des Bahnhofs, der nächste Zug zurück nach London würde erst in 55 Minuten gehen.

Der alte Mann neben mir warf noch eine Münze in den Spielautomaten, den die Briten verharmlosend »Fruit Machine« nennen, doch trotz des Namens fühlte es sich ungesund an.

Gewinner waren wir in dieser Nacht im Herbst 2009 beide nicht.

Ich ging den Abend noch mal durch: Alle drei Komiker

waren von der Bühne gebrüllt worden, ein beachtlicher Teil des Publikums hatte Bekanntschaft mit den Kampftechniken der Türsteher gemacht und ich hatte einen weiteren Samstagabend in einem dunklen, britischen Keller-Club verbracht. Die Bezahlung für den Auftritt war miserabel, es regnete und ich hatte meinen Zug vor der Nase wegfahren sehen.

Und doch war ich glücklich – denn ich war genau am richtigen Ort.

Schließlich stand ich am Anfang einer Mission: Ich wollte es als Komiker in England schaffen.

Als Jugendlicher hatte ich vor dem weltberühmten Londoner Comedy Store gestanden und gesagt: »Eines Tages trete ich hier auf. Eines Tages!«

Das war mein Ziel, da wollte ich hin.

Und ich wusste, dass ich dafür leiden musste, je mehr umso besser.

In dem Moment dachte ich an Diego Maradona, den größten Fußballer aller Zeiten.

Er spielte als Kind in Villa Fiorito, einem bettelarmen Vorort von Buenos Aires, den ganzen Tag Fußball, jeden Tag. Er machte nichts anderes, ging nur zum Schlafen und Essen nach Hause. Wenn es denn mal etwas zu Essen gab.

Bei Anbruch der Dunkelheit spielte er weiter. Der Ball war kaum noch zu sehen, dennoch dachte Diego gar nicht ans Aufhören: »Es war dunkel, wir haben nichts mehr

gesehen. Aber wir wussten, wenn wir in der Lage waren im Dunkeln zu spielen, würden wir im Hellen unschlagbar sein.«

Nun hatte sie also begonnen, meine Zeit als deutscher Komiker in England, und ich hatte diesen Diego-Maradona-Moment: Let the games begin! Ich war bereit für viele dunkle Spiele.

Und die Engländer sollten mich nicht enttäuschen ...

Alles gerät ins Wanken Experte fürs Scheitern



Juni 2016, knapp sieben Jahre später. Ich sitze bei Markus Lanz im Studio und kommentiere die Tatsache dass meine Wahlheimat nicht mehr europäisch sein will. Brexit ist das Wort der Stunde, und ich habe seit Tagen kaum geschlafen. In den vergangenen 48 Stunden waren es sicher zehn Interviews, das längste davon im Studio der Deutschen Welle. Sechs Stunden lang kommentierte ich dort mit anderen »Experten« die eingehenden Wahlergebnisse. Vor sieben Jahren von der Bühne gebuht, heute schon Experte – so schnell kann's gehen.

In den folgenden Stunden fiel dann das Britische Pfund auf Rekordtief und mein Energielevel gleich mit. Und jetzt sitze ich also im ZDF-Studio und werde als »deutscher Komiker in London« angekündigt (wobei ich ja heute Abend eher Londoner Komiker in Deutschland bin).

Es ist aber auch verrückt, vor ein paar Tagen ist England aus der EU und gestern auch noch aus der Europameis-

terschaft ausgeschieden, ausgerechnet gegen Island, ein Land in dem es ungefähr so viele Menschen gibt wie hier im Lanz-Studio.

Ich hatte es geahnt, ein Referendum, so etwas ist nie eine gute Idee. Jetzt ist England raus und der ehemalige französische Präsident Jacques Chirac hat wohl doch recht behalten: »Man kann Menschen einfach nicht vertrauen, die so schlecht kochen.«

Nach der Sendung sitze ich im Hotel und kann vor lauter Müdigkeit nicht schlafen.

Ich fühle eine Art Liebeskummer, denke über meine Beziehung zu England nach. In dieser historisch schwierigen Woche für Großbritannien bin ich nicht da. Ausgerechnet!

Ich fühle mich schlecht und muss etwas tun. Also schalte ich den Wasserkocher ein – eine klassisch britische Übersprungshandlung: erstmal ein Tee. Dann setze ich mich auf die Couch und schreibe meinen Londoner Freunden Handy-Nachrichten aus Hamburg-Altona. Alle antworten sofort, denn an Schlaf ist bei keinem von uns zu denken. Komischerweise fühlen wir uns durch den Brexit zusammengehöriger denn je: wie die Kinder nach der Trennung der Eltern.

Und als europäisches Scheidungskind schießen mir sofort existentielle Fragen durch den Kopf. Werde ich wei-

ter pendeln können oder muss ich mich für ein Land entscheiden? Und wer bekommt mich am Wochenende?

All das passiert in meinem siebten Insel-Jahr, im verflixten.

Es ist der ideale Moment, um von meinem England zu schreiben, von meinen ersten Auftritten dort, vom harten Kampf am Londoner Comedy- und Wohnungsmarkt, von Niederlagen, Peinlichkeiten, von Siegen und von meinen Freunden den Engländern, diesem lustig-bierseligen Inselvolk, das mich aufgenommen hat und dessen Humor ich so sehr lieben gelernt habe, denn:

»Das ist typisch britisch. Wir nehmen uns selbst einfach nicht so ernst wie andere Nationen das tun.« *Joan Collins*



Not too bad Das Schulenglisch stösst an seine Grenzen

»**W**hat can I do for you, love?« Hatte sich die bildhübsche Verkäuferin im Londoner Geschäft sich etwa in mich verliebt? Und das in meiner ersten Woche in der Stadt? So charmant war ich in deutschen Geschäften noch nie angesprochen worden. Ich wusste gar nicht, wie ich reagieren sollte und erwiderte verlegen, dass ich mich nur umgucken wolle. Sie entgegnete zärtlich: »All right, hon.«

Hon? Jetzt war ich innerhalb von einer Minute von einem Fremden zu »Love« und schließlich zu »Honey« geworden. Hatte ich hier etwa die Frau meines Lebens gefunden? War es Liebe auf den ersten Blick?

Die nächsten Minuten konnte ich mich kaum auf die Auslage konzentrieren. Ich wühlte verlegen auf den Warentischen und überlegte mir meinen nächsten Schritt. Sollte ich sie fragen, wann sie Feierabend hatte, um sie dann auf einen Kaffee einzuladen? Oder wäre es besser, direkt nach

ihrer Telefonnummer zu fragen? Das Risiko, einen Korb zu bekommen, war schließlich minimal, hatte sie doch den ersten Schritt gemacht.

Ich nahm meinen Mut zusammen und ging auf sie zu. Doch genau in dem Moment betrat ein weiterer Kunde den Laden. Ich drehte ab und beschloss, mit meinem Manöver zu warten, bis der andere Besucher das Geschäft wieder verlassen hatte. Und dann passierte es.

»Hello darling. Can I help you?«, wandte sie sich an den Neuen.

So eine war sie also.

Ich war am Boden zerstört. Entweder war die Verkäuferin polyamourös, oder sie benutzte die Worte »Love«, »Honey« und »Darling« auch außerhalb des eigenen Liebeslebens.

Ich verließ frustriert das Geschäft und ging in den nächsten Laden. Das erschien mir die beste Methode, um über die gescheiterte Romanze hinwegzukommen.

Im Nachbargeschäft angekommen, begrüßte mich auch dort die Verkäuferin mit »Love«. Jetzt war ich völlig verwirrt. Was für eine Shopping-Meile war das denn hier?

So eine Ansprache erwartet man als Kunde vielleicht beim Bummel durchs Amsterdamer Rotlichtviertel, aber doch nicht beim Sockenkauf am hellichten Londoner Nachmittag. Andererseits hatten die Damen ja recht, wer braucht schon noch ein weiteres Paar Socken? All you

need is love. Ich hatte verstanden. »Love« und »Hon« sind einfach Teil des britischen Umgangstons. Das gefiel mir auf Anhieb gut. Als ich abends im Pub ein Bier bestellte, sprach ich den Wirt also direkt mit »Love« an, worauf der mir den Weg in den »Gay District« erklärte und nach meinem Protest noch ein paar Worte zur korrekten Nutzung der Wörter »Love« und »Honey« verlor. Ich hatte verstanden.

Inzwischen verwende ich »Love« und »Honey« sogar, ganz britisch, in offiziellen E-Mails. Natürlich nur solange der Empfänger weiblich ist – und kein Gastwirt. Und vor allem natürlich bei Sockenverkäuferinnen.

E-Mails und Textnachrichten unter Freunden, guten Bekannten oder engen Geschäftspartnern beschließt der Schreibende in England übrigens mit einem oder mehreren X. Das X steht dabei für einen Kuss. Ein O kann noch dazukommen, was für eine Umarmung steht.

So enden E-Mails oft mit einem skurrilen Mix aus XXOXOX, der eher an einen zensierten Subtext oder die Unterschrift eines Legasthenikers erinnert als an eine Signatur. Sieht komisch aus, kommt aber von Herzen.

Nach Auftritten in Deutschland fragen mich Zuschauer oft: »Und in England trittst du dann auf Englisch auf?« Ich sage dann: »Nein, die meisten Engländer sprechen sehr gut Deutsch.«

Erstaunlich viele Menschen glauben mir das. Dabei ist

das natürlich ausgemachter Unsinn. Die Briten selber sagen in ihrer typischen Selbstironie bei jeder Gelegenheit, dass sie sprachlich sowohl unbegabt als auch ignorant seien. Selbst nach fünf Jahren Deutsch-Unterricht kommt dann höchstens ein »guten Tack« als Überbleibsel heraus.

Es ist natürlich wenig verwunderlich, denn bei den Briten kommen gleich drei fremdsprachenverhindernde Faktoren zusammen:

Erstens, man war mal ein Weltreich, das allen eroberten Ländern die eigene Sprache aufzwang: »Nice to meet you. We came to offer you a deal. We get your country, you get our language.« Und dieser Deal war nicht verhandelbar.

Zweitens, man ist eine Insel, hat also keine Landesgrenzen mit einem anderen Sprachraum. Und da lässt sich das Königreich auf keine Kompromisse ein. Die einzige Landverbindung aufs europäische Festland wurde daher vorsorglich am Meeresboden geschaffen. So etwas lässt sich schließlich im Krisenfall schnell wieder ans Meer zurückgeben. Dann schließt man ganz einfach die Tür nach Europa indem man die Tür der Schleuse öffnet.

Drittens, die ganze Welt hat sich auf Englisch als kleinsten gemeinsamen Nenner geeinigt.

Was für alle Seiten praktisch und bequem ist, quasi sprachliches Fast Food. »I'm loving it.«

Es spricht also vieles dafür, als Engländer keine weiteren Sprachen zu lernen.

Und wer tut sich diesen Aufwand schon freiwillig an, wenn er nicht muss? Vokabeln, Grammatik, Sprachkurse, Rückschläge und Demütigungen...

Eine fremde Sprache zu lernen ist ein Mammut-Projekt. Und das bewältigt man am besten in drei Schritten. Zuerst kommt die passive Kenntnis, also das Verständnis beim Lesen und Hören. (»Hi, I am Sally King. I am from Hatfield. Hatfield is in England.«, so begann es damals in meinem Englisch-Buch.) Da sind schnelle Erfolgserlebnisse zu erwarten. Und so macht der Sprachschüler dann hochmotiviert weiter.

Denn ist dieser Teil einigermaßen gemeistert, zündet Stufe Zwei der Idiom-Rakete, der aktive Teil, also das eigene Sprechen. Dazu gehören neben einer guten theoretischen Grundlage und einer ordentlichen passiven Kenntnis der Sprache (»He/She/It, das S muss mit«) vor allem Mut – und im Idealfall ein paar Gläser Bier oder Wein. Das macht locker und löst die Zunge. Wer zu viel zögert und Angst vor Fehlern hat, der kommt nie auf einen grünen Zweig. Deswegen bringt ein Auslandsaufenthalt von drei Monaten auch wesentlich mehr als ein dreijähriger Sprachkurs in der Heimat. Noch besser ist da nur eine dreiwöchige Affäre mit einer Native-Speakerin. Wobei dabei dann wieder eventuelle Alimente-Zahlungen ins Gewicht fallen. Doch selbst das kann man dann großzügig

hinnehmen, wenn man dafür im Gegenzug lernt, wie die »Düsseldorfer Tabelle« in anderen Ländern heißt. Always look on the bright side of life.

Der im Normalfall beste Weg führt also über einen Aufenthalt im jeweiligen Sprachraum.

Wobei auch hier natürlich Dinge zu beachten sind. So ist ein dem Auslandsaufenthalt vorgeschalteter Sprachkurs immer sinnvoll, um mit einer gewissen theoretischen Grundlage anzureisen. Außerdem ist es natürlich wichtig, dass man ins richtige Land reist.

Man will nicht wie der Amerikaner enden, der monatelang Spanisch paukt, um dann in Brasilien zu landen: »OMG, they speak Portuguese here?«

Sind die ersten beiden Phasen erfolgreich überstanden, hat man das Gefühl, in der Sprache sicher zu sein, man spricht sie nun flüssig oder auf Englisch: fluent. Auch hierin findet sich wieder der kleine Reminder: Ein Schluck Bier hilft, die Fremdsprache zu meistern.

Wer eine Sprache nun flüssig spricht, kann natürlich ganz wunderbar in ihr konversieren und sich sogar – entsprechende Visa- und Reisepassregelungen vorausgesetzt – im jeweiligen Sprachgebiet niederlassen. So wie ich es in England gemacht habe. Aber schon nach kurzer Zeit im neuen Land fällt auf, dass es noch eine dritte Phase des Sprachverständnisses gibt, das echte Verstehen.

Denn etwas wörtlich zu begreifen, das ist eine Sache,

aber tatsächlich zu wissen, was die Muttersprachler damit meinen, eine ganz andere.

Die Nuancen, die Untertöne, die Feinheiten einer Sprache erkennt in manchen Fällen selbst der Muttersprachler nicht. Und das soll ich nun ausgerechnet als kulturfremder Neuling in dieser Sprache meistern? Na, vielen Dank. Oder besser: Thank you, hon!

Da helfen nur Psychologie, Geduld, viele Milieu-Studien – und natürlich wieder: ein Glas Bier. Und mit der Methode laufe ich in England natürlich offene (Pub)-Türen ein.

Zwar spricht, wie gesagt, der Großteil der Engländer keine Fremdsprache, aber ich bin ja auch nicht auf die Insel gegangen, um dort Deutsch zu unterrichten, sondern um Englisch zu lernen.

Ich sauge also auf, werde zum Sprachschwamm, zum language sponge, und versuche dadurch mein Verständnis der Sprach-Feinheiten zu verbessern. Davon ist das Englische sicher durchsetzter als die meisten anderen Sprachen, Direktheit gibt es nämlich auf der Insel nicht. Denn in England ist Höflichkeit sehr wichtig. Und wer höflich ist, ist nicht direkt. Daher ähnelt ein Gespräch mit Briten oft einem Dechiffrier-Spiel. Im Prinzip ähnlich dem Analysieren des Gesanges der Buckelwale. Was will mir mein Gegenüber wirklich sagen? The possibilities are endless.

In den Worten der Zeugnissprache: Der Erfinder der englischen Direktheit bemühte sich stets.

Nach einigen Jahren Entschlüsselungsarbeit sehe ich mittlerweile Teilerfolge. Ein wesentlicher Punkt ist das britische Understatement. Redet jemand über ein Luxusauto oder eine Traumimmobilie, ist diese »not too shabby« oder »quite alright«.

Wörter wie »awesome« oder »great« benutzt in diesem Zusammenhang kein Brite. Man ist schließlich nicht in Amerika. Der Engländer bemüht solch offensichtlich positive Attribute nur im Falle des absoluten Gegenteils. Verliert jemand sein Portemonnaie, ist das »great«.

Zum Understatement hinzu kommt also der Sarkasmus. Und die Höflichkeit.

Würfelt man diese drei Sprachkniffe zusammen, ergibt sich für das Gespräch im Königreich eine einfache Regel: Einfach immer das Gegenteil von dem sagen, was gemeint ist. Vor allem in der Öffentlichkeit.

Ist die Suppe kalt, flucht der Brite seine Tischnachbarn an und regt sich furchtbar auf, im inneren Kreis. Kommt der Kellner hinzu und fragt, ob alles in Ordnung sei, kehrt der Fassaden-Brite im Kunden zurück: »Yes, it's lovely, thanks.«

So gut wie nie wird ein Blick ins wirkliche Seelenleben gewährt. Es geht immer um Form, Stil und Anstand – außer-

halb von Pubs, Fußballstadien und Comedy-Clubs ist den Briten die Konfrontation fremd, da ist man ganz asiatisch. Innerlich mag eine Person brodeln, nach außen hin heißt es höflich bleiben, immer die Umgangsformen wahren. Der Blick hinter die Vorhänge wird verwehrt. Und genau darum geht es beim Kennenlernen der Seele einer anderen Kultur. Das Ziel ist es, vom Besucher zum Mitbewohner zu werden. Weg mit dem Vorhang!

Ich will dabei Sprache, Umgangsform sowie gesellschaftliche Seele der Gastgebernation verstehen und meistern. Erst wenn ich als Zugereister das Gefühl habe, ebenjene Seele des Landes verstanden zu haben, erst dann habe ich den Zugang zur Kultur gefunden. Und ob ich dann noch mit Akzent spreche oder ohne, ist zweitrangig. Es geht nämlich nur bedingt um Sprache. Viel wichtiger als die gemeinsame Sprache ist die gemeinsame Persönlichkeit.

Den Humor einer Nation zu verstehen und in meinem Falle beruflich auszuüben, hat daher wenig mit linguistischen Fähigkeiten zu tun.

Wenn mir Zuschauer in England sagen, dass ich den britischen Humor und die britische Kultur perfekt verstanden hätte, so freut mich das wesentlich mehr, als wenn sie mich zu meinem sehr guten Englisch beglückwünschen.

Ich bin kein Dolmetscher, ich bin Komiker. Die Sprache ist Mittel zum Zweck, aber sie ist nicht der Zweck an sich.

Trotzdem will ich natürlich einigermaßen fehlerfrei reden. Wobei ein hier und da gemachter Übersetzungsfehler natürlich charmant und lustig wirkt.

Und wenn solche Kleinigkeiten die Menschen zum Lachen bringen, ist ja schon wieder ein Ziel erreicht – wenn auch unfreiwillig.

Als ich anfangs jemanden fragte, was genau er für einen Hund habe, sorgte das für einen großen Lacher. »What race is your dog?«, fragte ich.

Und so ein Fehler ausgerechnet von einem Deutschen. Hätte ich breed gesagt, wäre es korrekt gewesen, aber eben nicht lustig.

Diese Fehler in der zu wörtlichen Übersetzung sind mir als Komiker also zu guten Freunden geworden. Dabei heißen sie eigentlich False Friends, und davon gibt es reichlich.

So bedeutet das englische Wort sensitive auf deutsch sensibel. Sensible hingegen heißt ins Deutsche übertragen: vernünftig. Vernünftig ist also der, der sensibel übersetzt.

Dabei lauern die Fallen überall. Dass Chips in England Crisps heißen, hatte ich zwar schon als Schüler gelernt. Dass der Brite aber Chips sagt, wenn er dicke Pommes will und Fries bei Dünken, hatte ich zu Beginn so nicht auf der Rechnung. Und ob die dümmsten Bauern die dicksten Chips haben, ist mir nach wie vor nicht klar.

Aus amerikanischen Filmen kannte ich den Begriff »Fag« als Schimpfwort für Schwule. Als ich in England ankam, war meine Verwirrung groß. Mein Kumpel Sean sagte mir im Pub: »I'll pop out for a quick fag.«

Wie bitte? Ich dachte Sean wäre verheiratet – mit einer Frau. Und nun ging er raus, auf einen Quickie mit einem Mann? Ich war sprachlos. Als er nach Nikotin riechend wieder kam, hatte ich gelernt: »A fag is a cigarette, isn't it?« Sean nickte lachend.

Ähnlich ging es mir beim Erlernen eines der englischsten aller Begriffe. Bevor ich auf der Insel ankam, hatte ich das Wort beim Anstoßen mit internationalen Freunden benutzt: cheers!

Kaum in England angekommen, war ich irritiert. Zwar wusste ich, dass in Großbritannien gerne mal einer gehoben wird. Aber dass der vermeintlich ernste Grenzbeamte am Heathrow Airport mir meinen Personalausweis zurückgibt und mich mit der britischen Variante des »Ein Prosit der Gemütlichkeit« begrüßt, hatte ich so nicht erwartet. Aus dem ernstesten Beamten wurde ein bierernster: cheers!

Schnell wurde mir klar, dass »cheers« gleichbedeutend ist mit »thank you«, was ich sofort sehr sympathisch fand, deutet es doch unterschwellig den sehr britischen Wunsch nach einem Pint an.

Die englische Prost-Variante wird aber nicht nur mit netter Intention benutzt. Eine beispielhafte Situation dafür ist das Aufeinandertreffen zweier Fremder. Einer oder beide passen nicht auf, schon stößt man aneinander. Nun muss man wissen, dass es in England zum guten Ton gehört, sich zu entschuldigen, wenn man aus Versehen jemanden anrempelt. Es gehört allerdings auch zum guten Ton, sich zu entschuldigen, wenn man angerempelt wird. Beide Parteien entschuldigen sich also im Rempelfall. Sorry, sorry – eigentlich ganz einfach, so entgeht man der Schuldfrage und dem Konflikt.

Nun ist es aber manchmal so, dass die Schuld ganz eindeutig bei einem der beiden Rempeler liegt. Dann sagt der Angerempelte natürlich nicht sorry, sondern bemüht die britische Allzweckwaffe, den Sarkasmus: »cheers!«.

Und so wird das Danke-Prost vom netten Wort zum verbalen Mittelfinger.

Aber irgendwie passt das Wörtchen ja doch, geht es doch auch hier ums Anstoßen.

Wer oft cheers sagt, trinkt viel. Und wer viel trinkt, muss häufig austreten. Vielleicht kommt daher mein Lieblingsbegriff im britischen Englisch: »taking the piss.«

Das hat nichts mit dem »Loo«, also dem britischen Wort für Toilette zu tun.

»Taking the piss« heißt, sich über etwas oder jemanden

lustig zu machen. »Taking the mickey« ist die etwas familienfreundlichere Variante.

So kommt es vor, dass sich ein Zuschauer nach der Show lobend darüber äußert, dass ich den Zwischenrufer in seine Schranken gewiesen habe: »I liked it when you took the piss out of that heckler, mate.«

Womit wir beim wichtigsten Wort Englands angekommen wären, denn ohne »Mate« geht nichts. Kein Satz, keine E-Mail, kein Telefonat verläuft »Mate«-frei. Wo der Amerikaner »Buddy« sagt, greift der Brite zu »Mate«. Zum einen drückt es Zuneigung und Freundschaft aus, es ist die Kumpelversion von »Love« und »Hon«. Zum anderen hilft es in Momenten, in denen einem der Name des Gegenübers entfällt. »Mate« ersetzt jeden Namen, es ist der ultimative Joker.

Eine typische Unterhaltung beginnt daher so:

»Hey mate, good to see you.«

»And you, mate.«

Kurzum, »Mate« ist das verbalisierte X und O.

Wer kein »Mate« ist, ist oft ein »Wanker«. Hier darf man ebenfalls nicht wörtlich übersetzen. Denn der Wanker befriedigt sich nicht selbst, er ist einfach ein Arsch. Wer sich daneben benimmt, ist ein Wanker. Auch wer überheblich, arrogant und etwas schmierig daherkommt, fällt in diese Kategorie. Sehr gerne in Kombination mit einem weiteren sehr englischen Wort: »He's such a posh wanker.«

Gerade in Arbeiterklasse-Kreisen ist posh sein, also schick oder wohlhabend, so beliebt wie ein Fahrkartenkontrolleur in der U-Bahn.

Wer nicht mit dem W-Wort belegt wird, ist in der Regel in Ordnung. Und wer in Ordnung ist, ist »brilliant«. Das können neben Personen auch Dinge sein – und vor allem Witze. Denn ist etwas sehr lustig, ist es »brilliant«. Vielleicht das höchste Lob auf der Insel: »You were brilliant, mate!«.

Ähnlich hoch rangiert nur noch »nice one«. Aber jetzt wird's schwierig: denn »nice one« bedeutet – ähnlich wie das erwähnte »cheers« – nebenbei auch noch das exakte Gegenteil. Als Vorzeige-Beispiel des britischen Sarkasmus kommt es immer dann zum Einsatz, wenn etwas ganz massiv schief geht. Wirft jemand ein ganzes Tablett mit Getränken um: »Nice one!«

Das wird nur übertroffen von einem noch größeren Debakel. Übergibt sich jemand spätnachts im Nachtbus, ist der häufigste Kommentar der übrigen Mitfahrer: »Nice one, mate!«.

Sarkasmus-Level: Meisterschüler!

»DEUTSCH, ABER LUSTIG.«

SPIEGEL ONLINE

Wie bleibt man gelassen, wenn man zum hundertsten Mal freundlich mit »Heil Hitler!« begrüßt wird? Oder wenn man auf der Bühne nach den ersten Worten (»I am a German comedian«) entweder ausgelacht oder beschimpft wird? Christian Schulte-Loh ist seit Jahren als deutscher Komiker in England erfolgreich und berichtet von seinen Auftritten vor volltrunkenen britischen Hafenarbeitern und steinreichen Lords. Er erklärt uns die (meist) feine englische Art, warum sich Londoner freuen, »nur« 360.000 Pfund für eine Garage zu bezahlen und erzählt von seinem turbulenten Aufstieg als »German Comedian« im Mutterland des Humors. Eine Liebeserklärung an ein exzentrisches Inselvolk.

Mit bester Empfehlung von

